

Vorwort

Eine soziologische oder wissenschaftshistorische Studie wollen diese Erinnerungen nicht sein, wenn auch immer wieder Streiflichter auf literaturwissenschaftliche und gesamtgesellschaftliche Entwicklungen fallen. Sie versuchen vielmehr, ein Bild, ein Stimmungsbild vielleicht, der akademischen Begegnung eines jungen Deutschen mit Nordamerika in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren zu skizzieren, das überindividuell aussagekräftig sein dürfte für die damaligen Erfahrungen derjenigen seiner Generation, die als transatlantische Austauschstudenten und Hochschullehrer nach Tausenden zählen. Wie impressionistisch auch immer und ohne das Kuriose und Amüsante zu scheuen, das dem nicht in Amerika Aufgewachsenen auffällt, stellt dieses Bild die grundverschiedenen universitären und nicht nur universitären Lebenswelten hüben und drüben dar, wie sie erlebt wurden in "Goldenen Jahren" der akademischen Migration: in Heidelberg und Göttingen einerseits, in Austin (Texas), Berkeley, Toronto und Harvard andererseits.

Unverzichtbar gehört dazu der nicht eben schmale Rahmen des Bildes: die voruniversitäre Herkunft und Bildungssituation des Berichtstatters oder Erzählers und dann sein weiterer Lebensweg als Germanist und Komparatist in Amerika in den Jahrzehnten bis ins einundzwanzigste Jahrhundert, in denen das Goldene Zeitalter in vielfacher Hinsicht noch andauerte in den im Englischen redensartlichen "Hainen der akademischen Welt" mit oder ohne Elfenbeinturm, jedenfalls mancherorts und zeitweilig. Manchmal wird der Rahmen da auch schon so breit, daß er seinerseits zum Bild gerät, das das derart eingefasste lebensvoll ergänzt. Ebenso gehört in diesem Fall zum Gesamtbild der bleibende Kontakt mit der Alten Welt, mit den deutschsprachigen Ländern und mit Großbritannien, vor allem die über Jahrzehnte anhaltende, auch institutionell gefestigte Verbindung des promovierten Anglisten mit der Universität Cambridge, dem historischen Urbild seiner letzten Lebens- und

Arbeitsstation, in der er seit mehr als einem halben Jahrhundert beheimatet ist. Was sich derart und nicht zuletzt auch durch die Reisen auf fünf Kontinenten ergeben hat, ist also das Bild akademischer Lebenswelten in dieser Zeit.

Erzählt wird davon im Stil eines persönlichen Erfahrungsberichts; die Vorgänge auf der zeitgeschichtlichen Bühne – internationale und nationale politische Entwicklungen und Krisen, soziale Spannungen und Umbrüche im öffentlichen Leben – bleiben entsprechend peripher, angedeutet allenfalls als der weitere Horizont der beschriebenen Lebenswelt.

Last, not least ist dies ein Buch des Dankes an ein Land und seine Menschen: Genannte und Ungenannte, Tote und Lebende, Lehrer und Schüler, Freunde und Kollegen – und Wildfremde.

Der Text dieses Buches stellt eine vollständige Überarbeitung und erhebliche Erweiterung meines Essays “Von Heidelberg nach Harvard” dar, der in meinem Buch *Geistiger Handelsverkehr* (Francke, 2015) erschienen ist.

1. "Wo de Nordseewellen trekken an de Strand"

Aus Ostfriesland (1952)

Der Zufall, der für Friedrich den Großen über ein "empire" herrschte und für Schiller die ganze "Weltgeschichte rollte", kann andererseits auch gar nicht trivial genug sein, um eine veritable Lebenswende herbeizuführen. Das wissen oder hoffen oder befürchten wir alle. Halbwegs akademisches Interesse gewinnt solches Spiel des Hasard, wenn die so bewirkte Lebenswende über das beliebige Biographische hinaus als Symptom gesehen werden kann. Sie wäre dann nicht so sehr, wenn überhaupt, ein Dokument persönlicher Entwicklung wie ein Zeitzeugnis, das ein Licht wirft auf Stimmung und Verhältnisse in einer bestimmten Lebenswelt, etwa auf die unterschiedlichen *modi vivendi* in den nachbarlich verbundenen Universitätskulturen Deutschlands und Nordamerikas während der Umbruchszeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als deutsche und amerikanische Akademiker und ihr Nachwuchs (wieder) in Kontakt kamen.

Ein solcher Zufall passierte im Frühsommer 1952 in einem Sitzungssaal des amerikanischen Generalkonsulats im ehemaligen "Haus des Reichs" in Bremen. An der einen Längsseite eines mächtigen Konferenztischs saßen etwa zehn deutsche Studenten und Studentinnen, ihnen gegenüber nicht ganz so viele, teils deutschsprachige Damen und Herren unter dem Vorsitz des zuständigen amerikanischen Chefs des Studentenaustauschprogramms, das die High Commission for Germany (HICOG) im Auftrag des US-Außenministeriums und mit Unterstützung des schon seit der Zeit des Ersten Weltkriegs bestehenden Institute of International Education und verschiedener privater Organisationen seit dem Herbst 1949 durchführte. Das Gespräch zwischen den beiden Seiten des Tisches hatte den Zweck, zu entscheiden, wem von den jungen Leuten, die sich um Teilnahme an diesem Programm beworben hatten, ein Studienjahr an einer amerikanischen Universität ermöglicht

werden sollte: nur einem von ihnen, hieß es. Solche "selection committees", die jeweils mehrere Studentengruppen interviewten, gab es für jedes Land der amerikanischen Zone; Bewerber aus der britischen Zone wurden vom "Office of the Land Commissioner for Bremen" ausgewählt.¹ (Das Gebiet von Bremen und Bremerhaven gehörte als Exklave zur amerikanischen Zone.) Die Diskussion über mehr oder weniger aktuelle Themen des öffentlichen Lebens, über die man als Zeitungsleser eine Meinung haben konnte, flackerte an jenem Nachmittag eine Zeitlang etwas irrlichternd hin und her, bis der Vorsitzende sich räusperte: er habe dieser Tage John Steinbecks *The Grapes of Wrath* gelesen und ob einer der vor ihm Sitzenden den Roman kenne? Ich war der einzige aus dem einfachen Grund, daß ich in meiner Oberschulzeit einer Art Buchklub angehört hatte, durch den ich mir ab und zu Paperbacks englischer und amerikanischer Verlage besorgt hatte, und zwar vor allem Titel neueren Datums, da die englischen Bücher, die ich zu Hause vorfand – etwas einschüchternd gehörte eine vielbändige Carlyle-Gesamtausgabe dazu, aber auch *A Study in Scarlet* – aus dem Nachlaß meines anglophilen, aber auch Wilhelm Raabe und Schiller verehrenden brandenburgischen Großvaters stammten, der in Sunderland in Durham County als Pfarrer amtiert hatte (und in der von mir geerbten Schiller-Ausgabe alle geflügelten Worte unterstrichen hatte). So kam es zu einem lebhaften, den Rest der vorgesehenen Zeit ausfüllenden Gespräch zu zweit über Steinbecks offenbar noch nicht überholte Sozialkritik an den Auswirkungen der Depression seit dem Ende der zwanziger Jahre, wobei meine für amerikanische Ohren anstößige britische Aussprache von "wrath" und sicherlich auch anderen Vokabeln verständnisvoll hingenommen wurde. Doch daß ich mit *The Grapes of Wrath* das große Los gezogen hatte, erfuhr ich erst Wochen später.

Am 5. August 1952 flog ich zusammen mit Dutzenden von deutschen Austauschstudenten und -studentinnen aus den westlichen Zonen mit KLM vom Amsterdamer Flughafen Schiphol ab und betrat nach der planmäßigen Odyssee mit Zwi-

schenlandungen und Massenabfütterungen in Keflavik (Island) und Gander (Neufundland) auf dem damals noch Idlewild genannten New Yorker Flughafen, den Propellerlärm noch in den Ohren, amerikanischen Boden oder doch Asphalt – mit der ungeahnten Folge, daß mir Nordamerika und seine Universitäten zur Wahlheimat wurden und es auf Lebenszeit blieben.

Vielleicht war diese Lebenswende (ich kehrte drei Jahre nach dem Studienjahr, nach der Promotion in Göttingen, als Dozent in die USA zurück) vorauszusehen gewesen. Die frühen bis mittleren fünfziger Jahre waren bekanntlich die Zeit einer großen Auswanderungswelle aus Deutschland nach Nordamerika.² Aus meiner Schulzeit in Ostfriesland, wo es der schalkhaften alternativen Regionalthymne zufolge “am besten” ist, kann ich mich an solche Fälle, nicht nur von Flüchtlingen aus dem Osten, erinnern; die Berichte eines aus gesicherten bürgerlichen Verhältnissen stammenden Mitschülers aus der Grundschulzeit machten in der Kleinstadt Leer an der Emsmündung, nicht weit von der holländischen Grenze, die Runde mit ihren Erfolgsmeldungen einschließlich präziser Auskunft über wieviel Pfund Leber er sich für einen Stundenlohn leisten konnte.

Allerdings: die mittlere und ältere Generation der Deutschen, selbst der “Gebildeten”, war, wie Umfragen aus diesen Jahren um 1950 ergaben, größtenteils überzeugt, daß die materialistisch und kommerziell, aber auch technologisch geprägte Zivilisation “Amerikas” den Deutschen kulturell wenig oder nichts und schon gar nicht “geistige Tiefe” zu bieten habe.³ (“Germans dive deeper, and come up muddier”, habe ich später im englischen Cambridge gehört.) In der *Süddeutschen Zeitung* stand in der Ausgabe vom 1./2. August 1953 ein Artikel, “worin behauptet wurde, Europa sei nun einmal Amerika kulturell weit überlegen und deshalb sei die europäische Arroganz gegenüber der amerikanischen Kultur ebenso angebracht und legitim wie etwa die Arroganz ‘der’ Deutschen gegenüber ‘den’ Italienern inbezug auf soldatische Leistungen. Die amerikanische Arroganz angesichts Europas hingegen sei nur eine Arroganz des Nichtwissens und eine Arroganz gegen die Kultur” (der

Verfasser war Hans Habe, der sich vielleicht zu lange in Südkalifornien aufgehalten hatte); ein anderer Kritiker hatte schon etwa zwei Jahre vorher "in einer führenden deutschen Zeitschrift" das "Versagen" Thomas Manns in seinem *Doktor Faustus* mit dem langjährigen Aufenthalt unter südkalifornischer Sonne, in einem Land ohne literarische Kultur erklärt.⁴ Was da als Mangel an Kultur ausgegeben wurde, war offensichtlich die Unkenntnis amerikanischer Kultur auf seiten der so frischfröhlich drauflos urteilenden Pharisäer.

Für die jüngeren Jahrgänge aber, die Kriegskinder-Generation der Teenager und Twenty-Somethings, sah das anders aus. Kaum vorstellbar für die heutige, mit Billigfluglinien fürs Wochenende nach London, Paris, Rom, Prag oder auch Tallinn jettende europäische Jugend, hatten sie nie ins Ausland reisen können und waren entsprechend aufgeschlossen für alles da "draußen", von woher all die Fremdwörter kamen, die zu vermeiden man in der Schule getrimmt wurde. Was hatte es eigentlich damit auf sich, daß man, als vielleicht Vierzehnjähriger vom Geschichtslehrer in eine Parteiversammlung geschickt, dort hören konnte: "Gott schütze uns vor Sturm und Wind und Deutschen, die im Ausland sind"? War es nicht eher eine Verlockung, jenes mit einem Anflug von Xenophobie bezeichnete Ausland, das anderswo "abroad" hieß? (Amüsant bezeichnend war, daß ich wie manche andere bei einem Schulausflug nach Borkum eine Flaschenpost in die Nordsee warf, die allerdings nur bis Holland driftete und mir einen Brief von einem *meisje* einbrachte, das anfragte, ob sie mir Kartoffeln verkaufen könne.) Für diese Generation, die die formell erst 1952 beendete Besatzung durch die Alliierten und die Westorientierung der Adenauer-Regierung miterlebt hatte, war der Kontinent der Niagara-Fälle und des Grand Canyon das Gelobte Land – auch ohne profunde Kenntnis der überseeischen Leberpreise und ohne Verwöhnung durch Kaugummi, Virginia-Zigaretten und krustenloses Weißbrot und ohne berückt zu sein von der importierten Pop-Kultur der Jugendlichen: Jitterbug, Boogie-Woogie (Rock 'n' Roll gab es noch nicht), Ringelsocken, Krepp-

sohlen, Lumberjacks, Hawaii-Hemden, Coca-Cola statt des blutfarbenen "Heißgetränks", "lässig" als Wertprädikat und als Indiz dafür die Hand in der Hosentasche, statt sie bei der flüchtigsten Begegnung selbst im alltäglichen Umkreis wie einen Pumpenschwengel zu schütteln, usw. Besonders hatte sich bei jungen und angehenden Akademikern herumgesprochen, daß die amerikanischen Universitäten und Colleges damals einen ungeheuren Aufschwung erlebten infolge des Bevölkerungswachstums und des zunehmenden Wohlstands in der Nachkriegszeit und mit der Finanzhilfe der Regierung für die ins Zivilleben zurückgekehrten Soldaten durch die G.I. Bill of Rights. Das war also schon lange vor 1957, dem Jahr des Sputnik, auf den Amerika mit dem National Defense Education Act von 1958 reagierte, indem es seine Aufnahmebereitschaft für Natur-, aber auch Human- und namentlich Fremdsprachwissenschaftler schlagartig intensiviert mit erhöhten Zuwendungen für die Hochschulen. Die kolportierte Freizügigkeit der Lebens- und Arbeitsbedingungen und die schon seit langem legendären Aufstiegsmöglichkeiten "drüben", wenn auch nicht unbedingt vom Tellerwäscher, taten ein übriges, seit Juni 1952 auch im Verein mit der Erleichterung der Einwanderung von Fachkräften durch den McCarran-Walter Act, eine starke Anziehungskraft für akademisch interessierte junge Menschen zu entfalten, die durch Lektüre oder persönliche Kontakte eine ganz andere Vorstellung von amerikanischer Kultur hatten als ihre naserümpfenden Eltern mit ihren vergötterten "Geisteshelden" einerseits und die Fans der materiellen Massen- und Popkultur in ihren Bluejeans andererseits.⁵

Abzulesen ist das nicht zuletzt an dem Problem, das sich aus eben jenem Stipendienprogramm für deutsche Studenten ergab, das 1948 auf Grund des Smith-Mundt Act von der amerikanischen Militärregierung eingeführt worden war, bevor im Jahr darauf die HICOG diese Funktion, effektiv für das Studienjahr 1950–51, übernahm (und zugleich das Einzugsgebiet für Kandidaten um die britische und die französische Zone erweiterte).⁶ Viele der deutschen "Ausgetauschten" kehrten nämlich nach

Ablauf ihrer Studienzeit nicht wie vereinbart und im Visum vorgesehen nach Deutschland zurück, was dann, besonders seit Ende der fünfziger Jahre, zu amerikanischen Verordnungen zur Verhinderung des schmeichelhafter Weise so genannten "Brain Drain" führte.⁷ Ein "Bumerang" offizieller amerikanischer Kulturpolitik war diese Entwicklung allerdings nicht. Denn seit der Übernahme des Austauschprogramms durch die HICOG war das ursprüngliche, unmißverständlich politische Programm der "Reeducation" und "Demokratisierung" als Zweck des Austauschs bereits zugunsten von "Reorientation" aufgegeben worden. An seine Stelle trat damals (als die Militärregierungen die Entnazifizierung der Elterngeneration hatten einschlafen lassen) die Auffassung, daß der Sinn des einjährigen Aufenthalts von deutschen Studenten an amerikanischen Universitäten in der Förderung des gegenseitigen Verstehens zu sehen sei, das gerade durch den Verzicht auf jegliche "Propaganda" Voreingenommenheiten beiderseits abbauen und damit die deutsch-amerikanischen Kulturbeziehungen beleben könne.⁸ Die Besucher sollten sich den offiziellen Richtlinien zufolge keineswegs der HICOG verpflichtet fühlen und dementsprechend auch nicht ideologisch beeinflusst werden, sondern ermutigt, sich auf eigene Faust im Land umzusehen, und das auch dort, wo es nicht sonderlich demokratisch zugeht.⁹ Die einzige Kritik, die offiziell zur Kenntnis genommen wurde, war, daß der "Austausch" von Studenten (das waren unvergleichlich mehr deutsche als amerikanische) beschränkt sei auf die "'top class' Germans", die für ihre Generation nicht repräsentativ seien. Daran war etwas: 1951 gab es in Deutschland statt der Millionen von heute 110.000 Studierende, 1952 114.000, etwa 5 Prozent der "school population".¹⁰

Wie dem auch sei, ob also solcher Elitismus in diesem Zusammenhang ein Minus ist oder ein Plus: den Verzicht auf ideologische Einflußnahme oder gar politische Indoktrination kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Ich hatte als Austauschstudent keinen Tutor irgendwelcher Art und konnte in der vorlesungsfreien Zeit ungehindert, angemeldet und unbe-

aufsichtigt im ganzen Land reisen, per Anhalter, im Greyhound, in den Zügen der kontinentalen Eisenbahnlinien. Weder vom Außenministerium noch vom Institute of International Education wurde ich instruiert oder aufgeklärt über zu machende Erfahrungen. Nur ein einziges Mal hatte ich mich mit einer Mitarbeiterin des Institute of International Education zu treffen, die sich lediglich erkundigte, wie ich mich eingelebt habe und mit der englischen Sprache zurecht käme. Man vertraute offenbar auf den Gesamteindruck vom Land der längst zum Klischee, aber auch zum Zerrbild gewordenen "unbegrenzten Möglichkeiten", in dem die Zukunft nach dem Bestseller von Robert Jungk schon begonnen hatte, während die Vergangenheit noch quicklebendige Gegenwart war, auch wenn man nicht ausnahmslos stolz auf sie sein konnte.¹¹ Aber damit habe ich in meinem Bericht über den damaligen "geistigen Handelsverkehr" schon weit vorgegriffen.

Am Anfang stand die Bewerbung um Teilnahme an dem Austauschprogramm. Aufmerksam wurde ich auf diese Möglichkeit in meinem letzten Oberschuljahr durch ein Plakat am Eingang zu den Büroräumen des für den Kreis Leer zuständigen britischen Resident Officer im ehemaligen Wehrmeldeamt. Dort kannte ich mich schon aus als Mitglied des deutsch-englischen Clubs, der sich hier zu Diskussionen und Vorträgen und Berichten von Engländern und deutschen Englandreisenden traf, und als eifriger Benutzer der englischen Bibliothek (deren Anschaffungsprinzipien, wenn es die gab, nicht politisch waren, sondern obskur; das erste Buch, das ich mir dort auf Empfehlung der englischen Bibliothekarin auslieh, war *Cocks and Bulls in Caracas*: das sei nämlich eine "cock-and-bull story", was mir nichts klarer machte, aber ideologisch harmlos war es sicherlich). Die Bewerbung also, so hieß es in der Präambel des mir ausgehändigten Formulars, sollte zunächst im Hinblick auf "akademische" Qualifikation geprüft werden, "a final committee will then interview the applicants to determine civic, moral and personal characteristics".¹² Personen, die einen Antrag auf Einwanderung gestellt hatten, kämen nicht in Frage und Bedin-

gung sei, daß erfolgreiche Bewerber nach Ablauf ihrer Studienzzeit nach Deutschland zurückkehren würden. Wissen wollte das Formular, wie gut man Englisch spräche und schreibe, wie es mit der Gesundheit stünde und ob man schon einmal in den USA gewesen sei. Gefragt wurde auch, ob man Mitglied der NSDAP oder angegliederter Organisationen gewesen sei und wie ggf. die Spruchkammer-Klassifikation war, aber auch, ob man der kommunistischen Partei angehöre oder jemals angehört habe. (Das Formular war außer für Studenten auch für Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gedacht, die sich um einen kürzeren Informationsaufenthalt bewerben konnten.) Anzugeben waren auch die Schulen und Hochschulen, die man besucht hatte, dazu Namen und Adressen von potentiellen Gutachtern in Deutschland und von Verwandten und Freunden in den Vereinigten Staaten. Akademische Interessen und nichtakademische Hobbies ("outside your professional or academic field") waren aufzulisten und *last*, aber sicherlich nicht *least* "Participation in any community activity such as [...] youth groups, religious organizations, civic enterprises, etc." Am Schluß stand eine halbe Seite zur Verfügung für eine Erklärung der speziellen Gründe für den Wunsch, im Rahmen dieses Austauschprogramms nach Amerika zu kommen. Ich muß wohl welche gehabt haben.

Ich füllte das Formular gewissenhaft aus, in erster Linie aus reiner Lust am Abenteuer (die mich auch später auf privaten und beruflichen Reisen auf fünf Kontinenten nicht verlassen hat). War Amerika doch, wie schon angedeutet, "bis in die späten sechziger Jahre der Inbegriff dessen, was Deutschen fehlte, wovon sie träumten".¹³ Und das auch, wenn sie weder vom Nazi-Regime verfolgt noch ausgebombt, weder aus dem Osten geflüchtet noch von Kampfhandlungen in Mitleidenschaft gezogen und nicht einmal in einer Trümmerlandschaft aufgewachsen waren. Amerika war über die "unbegrenzten Möglichkeiten" hinaus auch die Welt einer Zukunft, die nicht bedroht war von den gerade damals, zu Beginn des Kalten Kriegs, grassierenden Ungewißheiten und Ängsten, während nach einer oft, noch 2006 im *Spiegel* (4, S. 48) zitierten Beobachtung Walther

Killys von 1954 "Unsicherheit" die "normale Daseinsform" der um 1933 geborenen Deutschen war. Doch solche lebenspraktischen oder gar beruflichen Motive spielten bei mir keine Rolle – wie sollten sie auch bei einem eben neunzehn gewordenen Oberprimaner, noch dazu in einer Zeit, als, wie man in Ostfriesland sagt, das Schiff mit Geld oder doch etwas Geld statt der streichholzschachtelgroßen Besatzungsgeldscheine bereits über den Deich gekommen war. Zu Deutsch: das Wirtschaftswunder hatte schon begonnen mit "Bohnenkaffee", Butterkremtorte, Embonpoint und Urlaubsreisen ins Nachbarland der Exotik von Marillen mit Schlagobers, oder war es Kren? Auch war ein halbes Jahr Trümmerräumen nicht mehr die Vorbedingung für die Zulassung zum Studium. Die Mißstände und Unannehmlichkeiten der Grundschuljahre seit 1939 und dann der ersten Gymnasialzeit von 1943 bis Kriegsende verblaßten schon zu vagen Erinnerungen: im ersten Schuljahr Seidenraupen füttern in einer Ecke des Klassenzimmers gleich neben dem Wandschmuck "Kohlenklau", "Die Liese und die Miese" und "Führer, befehl, wir folgen dir"; der drohende Rohrstock, wenn wir Steppkes in der "Volksschule" "Wir haben Hunger, wir haben Hunger, wir hab'n den ganzen Tag noch nichts gehabt" zu singen wagten. (Hochwillkommen war natürlich "Und wenn die ganze Erde bebt und Chamberlain im Nachthemd steht – das kann doch einen Seemann nicht erschüttern; keine Angst, keine Angst, Rosmarie".) Später, in den ersten Gymnasialjahren, waren jede Woche Heilkräuter und Altmaterial, besonders Metall, für den Endsieg abzuliefern unter Androhung von Strafen für Nichterfüllung des Solls. Bei Fliegeralarm fand der Unterricht (auch der Englisch-Unterricht) im Luftschutzkeller statt, und als Zehn- oder Elfjähriger hatte man zum "Jungvolk"-Dienst anzutreten, wo der schikanöse Kasernenhofton der ein paar Jahre Älteren herrschte, die den Pimpfen Marschieren, Grüßen und Schießen beizubringen versuchten, aber nicht elementaren Anstand: als wir nach einem "Geländespiel" in einem ländlichen Lokal einkehrten, mogelten sich mehrere Spieler als Zechpreller durch. All das also waren um 1952 längst verblaßte

Erinnerungen des Neunzehnjährigen an "jene Tage", aber trotz aller Banalität keineswegs ausgelöscht; und zweifellos haben sie nachgewirkt auf das Bild meiner Generation von ihrem Land und ihrer Zukunft.

Ähnliches dürfte gelten von den Erfahrungen der ersten Nachkriegszeit, als die Straße der SA die Roosevelt-Straße und die Adolf-Hitler-Straße die Churchill-Straße wurde, aber bald schon wieder die Bremer- und die Mühlenstraße, was sie für meinen Großvater ununterbrochen geblieben waren, und der wöchentliche Fahnenappell auf dem Schulhof durch die "Andacht" in der Aula ersetzt worden war. Diese Erfahrungen, Entbehrungserfahrungen größtenteils, die bis zur Währungsreform und dem Marshall-Plan 1948 anhielten, sollen manchen Soziologen zufolge meine Alterskohorte zu stärkerer Leistungsorientierung bestimmt haben, im Unterschied zu der in Frieden und Sicherheit großgewordenen "Me Generation", für die Selbstverwirklichung vielfacher Art höher im Kurs stand. In Erinnerung sind mir statt dessen, in buntem Durcheinander: Hamsterfahrten aufs Land (ohne "Feind hört mit" und "Räder müssen rollen für den Sieg" im Zugabteil), Milchholen tagtäglich bei Bauern in nahegelegenen Dörfern (nicht jeder in der Stadt hatte eine Kuh im Keller wie einer der Pastoren), Brennholzsammeln, Diphtherie-Epidemie, ärztlich bescheinigte Unterernährung, Arbeit im Torfmoor für den Heizungsbedarf der Schule ("niemand braucht zu hungern, ohne zu frieren", blödelte der Volksmund), Kunsthonig und Muckefuck vom "Kolonialwarenhändler" (echten Tee hingegen gab es in der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit "für Verbraucher über sechs Jahre im ostfriesischen Teetrinkerbezirk", wie auf den Lebensmittelmarken zu lesen war), "entrahmte Frischmilch" (damals noch nicht aus gesundheitlichen Gründen begehrt), Tabakpflanzen im Garten, Sirupkochen aus Zuckerrüben im sonst einmal im Monat von der Waschfrau geheizten Kupferkessel im Keller, Einquartierung von Brüdern und Schwestern aus dem Osten, wie man in den überfüllten Kirchen sagte, Tauschzentralen und private Tauschgeschäfte, etwa Butter (auch ein Kanarienvogel als Weih-